

Riefaer Tageblatt

Verlag: Riefaer Verlag, Riefa
Druck: Riefaer Druckerei, Riefa
Kreuznummer: 12345
Preis: 1,50 Reichsmark
Abonnement: 15,00 Reichsmark

Das Riefaer Tageblatt erscheint wochentags um 17.30 Uhr. Preis pro Nummer 1,50 Reichsmark. Abonnement: 15,00 Reichsmark. Die Redaktion ist in Riefa, Hauptstraße 123. Telefon: 12345.

Diese Zeitung ist das zur Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen des Landrats zu Großhain und des Amtsgerichts Riefa befähigter bestimmter Blatt und enthält amtliche Bekanntmachungen des Oberbürgermeisters der Stadt Riefa, des Finanzamtes Riefa und des Hauptamtes Weihen

Nr 213

Sonnabend/Sonntag, 9./10. September 1944, abends

97. Jahrg.

Die Bedeutung der Volkskriege

Riefa, den 9. September.

Das Auf und Ab des letzten schweren Völkerrings hat es mit sich gebracht, daß Spaten und Gewehr jetzt zum Symbol deutscher Selbstbehauptung geworden sind. Inmitten eines fürchterlichen Kampfes unserer Feinde greifen wir zu neuen Mitteln, die uns immer wieder aktiv im Kampf werden lassen — sehr zum Schaden und Aerger der Gegner. Das deutsche Volk verfolgt also nicht passiv den Ablauf der weltgeschichtlichen Ereignisse, die ununterbrochen auf uns einwirken, sondern es ist vielmehr dabei — durch die Kraft von höchster Aktivität — sein Schicksal selbst zu gestalten. Kämpfen, Mähen, Schwingen lautet das Gebot der Stunde. Alles andere hat daneben im Augenblick keine Berechtigung. Denn nur mit der völligen Einwendung aller unserer Kräfte auf diese drei zentralen Aufgaben können wir das Leben unseres Volkes und damit die physische Existenz jedes einzelnen Deutschen vor dem auf Chaos und Vernichtung ausgehenden Ansturm der Feinde bewahren. Unerbittlicher als je zuvor sind wir Deutsche heute entschlossen, so feste der feindverhetzende Reichspräsident Helmut Sündermann in einem auch vom „Riefaer Tageblatt“ veröffentlichten Artikel fest, den kollektiven Widerstand nationalen Widerstandes nachzuweisen, wo immer die völkerverfeindlichen Kräfte oder die anglo-amerikanischen Gängelner deutschen Boden zu betreten, deutsches Volk zu erniedrigen versuchen sollten.

Uns liegt nun heute daran, an einigen wenigen Beispielen nachzuweisen, von welcher Bedeutung entscheidende Volkskriege, also Volkskriege, sein können. Wir machen uns die Mühe und blättern in der Geschichte nach. Da finden wir zunächst, daß die letzte in Masse, die in letzter Zeit schon mehrfach ausgesprochen worden ist, nur eine Norm des Volkskrieges, und nicht die letzte ist. Als der französische Nationalkonvent in den Stürmen der Revolution im August 1793 alle wehrfähigen Männer zu den Waffen rief und Carnot daran ging, aus ungeheuren Mannschaften Armeen aus dem Boden zu stampfen, da folgte Frankreich, das zum Kriegsschauplatz geworden war, nur allen Vorbildern. In wechselvollen Kämpfen wogte auch nach den Waffenaushebungen das Ringen hin und her. Erfolge wechselten mit Rückschlägen ab, so daß dann auch die Friedensschlüsse von 1797, 1801 und 1802 Frankreich Gewinn brachten, den Besitz des linken Rheinufers und die Vorherrschaft in Italien.

Blättern wir weiter in der Geschichte nach, dann erkennen wir, daß ein Volkskrieg aus deutschem Geist heraus der nationale Aufbruch im März 1813 war. Die Atmosphäre dieser Erhebung ist uns erhalten geblieben in den Freiheitsgedichten unserer nationalen Dichter, vor allem in dem Lied des jungen Theodor Körner aus der „Wühlfurche“: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Diese Erhebung in Deutschland erfolgte jedoch nicht regellos, sondern wohl organisiert durch die Landsturmbildung in Preußen vom 21. April 1813. Militärärzte formiert, ausreichend mit Waffen versehen und geführt von guten Soldaten, rückte die preussische Landwehr ins Feld und ihr nach eifertigen Männer aus anderen Ländern deutscher Sprache. Wo die deren Häufte der Landwehr den Feind zu packen bekamen, wurden die Mängel, die mit der kurzen Ausbildung verbunden waren, durch die heilige Empörung gegen den forsichenden Eroberer mehr als ausgeglichen. Wir wissen aus der Geschichte auch, wie schnell der Landsturm von 1813 dem Kaiser der Franzosen Respekt abzwangen hat.

In Deutschland erfuhr jedenfalls Napoleon zum zweiten Male, was ein Volk vermag, wenn es zum Aufruhr entschlossen sich fremder Gewalt entgegenstellt. Eine erste Aktion darüber hatte der Kaiser durch den Volkskrieg in Spanien erhalten, der zwischen 1808 und 1814 zu einer schweren Belastung der französischen Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel geworden war. Es verdient Beachtung, daß ernsthafte Geschichtsschreiber gerade den Volkskrieg der Spanier gegen Napoleon als eine der wichtigsten Ursachen für den schließlichen Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft bewertet haben.

Ein weiteres Beispiel für die unüberwindliche Gewalt eines nationalen Volkskrieges haben wir in den Freiheitskämpfen der Tiroler unter dem Passier Sandwirt Andreas Hofer. Als dieser am 9. April 1809 das Zeichen zur Volkshebung gab, da beschränkte sich seine militärischen Erfahrungen auf den Dienst als Schütze und auf die Führung einer Schützenkompanie in den Kriegen gegen Frankreich. Eine Kriegsschule hatte Andreas Hofer mit seinen kampferprobten Freiwilligen nicht besucht. Wohl aber mußten alle diese Männer, daß, wenn es um Sein oder Nichtsein geht, es darauf ankommt, dem Feind Handhabe entgegenzusetzen, unerschütterlich in jeder Situation und entschlossen, die Pflicht zu erfüllen, gleichgültig, wie die Lage sich im einzelnen ausnimmt. So haben sie denn tapfer dreingekämpft am Berg Isel und ihrer geliebten Bergheimat die Freiheit erkämpft. Selbst als die Regierung in Wien das tapfere und heldische Tirol preisgab, setzte Andreas Hofer den Kampf noch fort, bis er, durch schmachvollen Verrat, den Franzosen in die Hände gefallen, in Mantua sein Leben beklagte, ein aufrechter Kämpfer für Volk und Vaterland.

Aus unseren Tagen nun sind die Kämpfe an Ruhr und Rhein im Jahre 1923, die gegen die Separatisten durchgeföhrt wurden, und der Sturm auf den Annaberg im Jahre 1921 gegen die polnischen Aufständischen als Beispiele entscheidenden Einsatzes in freiwillig übernommener Pflicht in die Geschichte eingegangen. Am Rhein, an der Ruhr und in Oberschlesien hat so deutscher Mannesmut selbst in der Nacht nach Versailles dem Feind in seiner Ohn nach deutschem Land ein Dalk entgegengerufen. Um wieviel größer muß daher die Wirkung sein, die solch ein Akt in Verbindung mit heiligem Fanatismus hervorruft, wenn Staat und Volk, Front und Heimat gemeinsam darangehen, eine Gefahr, die dem ganzen Lande droht, abzuwenden. Im Zeitalter des technischen Krieges hat das Keuchere des Volkskrieges sich grundlegend gewandelt. Jetzt geht es nicht darum, bewaffnet mit Dreifüßlegeln und Senzen dem Feind in den Weg zu treten, sondern jetzt muß der Volkskrieg sich dahin aus, daß jeder wehrfähige Mann der Heimat eingereicht wird in die Front der kämpfenden Mannschaft, während die Rücken, die dadurch in der Wirtschaft entstehen, ausgefüllt werden von Arbeitskräften, die ihren Einsatz innerlich bejahen als einen be-

Weiter harte Abwehrkämpfe in Flandern

Feindangriffe aus Antwerpen heraus zerschlagen / Alle Feindangriffe an der adriatischen Küste zerschlagen / Sowjets im Südtail der Ostfront abgewehrt / Terrorangriffe auf Südwestdeutschland

Aus dem Führerhauptquartier. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In Nordfrankreich scheiterten feindliche Vorstöße gegen die Seefestungen Brest, Boulogne und Dunkirchen. Im Festungsbereich Le Havre wurden am vergangenen Tage 29 feindliche Panzer und zwölf Panzerpflanzwagen abgeschossen.

In Flandern haben unsere Nachtruppen weiter in harten Abwehrkämpfen gegen den nachstoßenden Feind. Angriffe des Gegners aus seinem Brückenkopf Antwerpen nach Norden wurden zerschlagen, feindliche Brückenköpfe nordwestlich Gassel im Gegenangriff eingeeignet. Der Feind hatte dort besonders schwere Verluste und verlor 21 Panzer. Um die Stadtelle in Vättich und im Raum nordwestlich Weh wird heftig gekämpft. Gegen vorgehohene feindliche Truppen sind Gegenangriffe angeleitet. Bei Belancon und weiter östlich am Doubs haben unsere aus Süd- und Südwestfrankreich zurückgeführten Verbände im Kampf mit dem vom Süden her angreifenden Feind, der mit starken Kräften verläßt, zur burgundischen Platte durchgedrungen.

Die Kämpfe an der adriatischen Küste, die vorübergehend in ihrer Heftigkeit nachgelassen hatten, nahmen im Laufe des Tages wieder an Erbitterung zu. Unsere Truppen zerschlugen jedoch alle feindlichen Angriffe, die teilweise sechsmal wiederholt wurden, in schweren Kämpfen. Eine Einbruchsstelle wurde im Gegenangriff eingeeignet. Vor unseren zurückgewonnenen Linien blieb der erneut ankommende Feind unter hohen Verlusten liegen.

Am Saefer-Rippel in Südost-Siebenbürgen wurden zahlreiche heftige Angriffe des Feindes abgewehrt. Gegenangriffe deutscher und ungarischer Verbände warfen den Gegner an mehreren Stellen zurück.

Verbände der Luftwaffe bekämpften wirksam den feindlichen Nachschubverkehr im rumänischen Raum.

Am Nordrand der Waldcarpaten und am unteren Rarow scheiterten erneute feindliche Angriffe am zähen Widerstand unserer Divisionen.

Von der übrigen Ostfront werden keine größeren Kampfhandlungen gemeldet.

Nordamerikanische Bomberverbände führten Terrorangriffe gegen Orte in Südwestdeutschland. Besonders in den Städten Karlsruhe, Mainz, Mannheim und Ludwigslofen entstanden Schäden und Personerverluste. 22 feindliche Flugzeuge wurden zum Absturz gebracht.

Bei Nacht warf ein Verband britischer Minenscace Bomben auf Nürnberg.

Neuer sächsischer Eichenlaubträger

Von aus dem Führerhauptquartier gemeldet wird, verließ der Führer am 2. September das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Major Walter Riefa, Führer einer rheinisch-westfälischen Divisionsgruppe, als 500 Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Major Riefa wurde am 14. Juli 1906 als Sohn eines Arbeiters in Vogelsang (Kreis Auerbach) im Vogtland geboren. Er ist aktiver Offizier und wurde 1943 mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet und erwarb im Sommer 1943 in den Abwehrkämpfen am Rhein das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Ende Juli 1944 fand Major Riefa nordöstlich Rauen, als die Bolschewiken mit starken Kräften in die Abwehrbewegung des rechten Ruchbar hineinritten und die Rückzugsstärke im Rücken der eigenen Truppen erreichten. Obwohl keine eigene Front durch die Abwehr beibehalten werden konnte, wurde er in Anspruch genommen, war, sammelte Major Riefa in harter Arbeit drohenden Gefahr die Rückführung der schweren Waffen herbeiführen und etwa vierzig Mann, an der Spitze dieser kleinen Schar mit Unterstützung von fünf Sturmabteilungen die sehr harten Kräfte der Bolschewiken an und warf sie in erbittertem Kampf zurück. Dann stieß er entschlossen weiter durch und stellte die auf fünf Kilometer Breite abgeriffene Verbindung zum Nachbarverband wieder her. Die Soldaten erlitten hierbei schwere Verluste, 120 Tote wurden gezählt, zahlreiche Belagene und erbeutete Infanteriewaffen eingebracht.

Das Ringen im Raum von Lüttich dauert an / Erbitterte Kämpfe in den Ardennen

Die Kämpfe im Raum von Lüttich dauern an. Die Fronten sind in den Ardennen sehr unruhig. Die Kämpfe sind sehr heftig.

Die Kämpfe in den Ardennen sind sehr heftig. Die Fronten sind in den Ardennen sehr unruhig.

In Berlin. In der Westfront liegen die Briten und Nordamerikaner am Freitag ihre Angriffe im wesentlichen an den gleichen Abschnitten wie am Vorlage fort. Der Hauptdruck erfolgte im Bereich zwischen Albert-Kanal und Waas, in den mittleren Ardennen und bei der Maas. Im nordfranzösischen Raum ist der Gegner Vorrückung gegen die Bereiche von Boulogne, Calais und Dunkirchen vor. In Nordfrankreich drängt er unsere sich schrittweise abziehenden Truppen nordöstlich Speer und östlich Weh nach Norden und Westen vor. Auch am Albert-Kanal suchen die Truppen Montgomerys Boden in Richtung auf die südliche Grenze zu gewinnen. Trotz des Unglücks von Heeres und schweren Artillerieverlusten halten unsere in Gegenhöhe gebildeten Regal dem Feind stand. Westlich Lüttich schlagen unsere Truppen in harten Kämpfen sehr harte feindliche Angriffe ab. Der im Westteil vorstößende Gegner konnte jedoch unter Umgehung der den ganzen Tag über schwer umkämpften Stadt mit Teilkraften weiter südlich die Maas überschreiten. Das Ringen im Raum von Lüttich dauert an.

Nordwestlich Charleville erhoben die Nordamerikaner ebenfalls ihren Kopf. Nach schweren mehrstündigen Kämpfen hatten die einzelnen Frontabschnitte über die Maas zu einem einheitlichen Brückenkopfschlagen, aus dem heraus der Feind in den mittleren Ardennen unsere Durchstellungen an der Vesle mit starken Kräften angriff. Hier und in dem schmalen Reich der Vesle an der Semois wird zur Zeit erbittert gekämpft.

Im Raum östlich und südlich Verdun hatten unsere Truppen durch Gegenangriffe in den letzten Tagen den Feind nördlich Weh wieder auf die lothringische Grenze zurückgedrängt. In fortgesetzten schweren Kämpfen

gelang es dem Feind jedoch erneut, zwischen Weh und Semois Boden zu gewinnen. Auch westlich Weh ließ der Gegner unter tätigen Einwirkung und Wehtruppen etwas weiter vor. Die bei Vaut-aux-Bois und östlich Toul anliegenden feindlichen Angriffe blieben dagegen ohne Erfolg.

Die Bewegungen der Nordamerikanischen Armeen gegen unsere Stützpunkte vor der burgundischen Platte führten zu neuen Abwehrkämpfen im Tal des Doubs und an der Bergschleife der Mosel bei Charellien.

Gegen die Gefechtsgruppe Le Havre und Brest stieß der Feind eine Reihe vergeblicher Angriffe. Auf das nördliche Brückenkopf von Le Havre erneuert ein schwerer Luftangriff nieder. Unsere Stützpunkte im südlichen Bereich liegen unter wachsendem schweren Artilleriebeschuss, während es jedoch hier höher zu Infanterieangriffen kam. Die Verteidigung des Le Havre, die in den Händen von Oberst Wilhelm Müller als Befehlshaber und von Kommandant von Tressow als Befehlshaber liegt, hebt durch den sich anführenden Gegenangriff der feindlichen Kräfte des Feindes vor schweren und verlustreichen tungsartigen Aufgaben. Im Raum von Brest liegen die Nordamerikaner ihre Bombardierungen und ihr Trommelfeuer fort. Die Stützpunkte der Kämpfe liegen im westlichen und nördlichen Abschnitt, wo Brennstoffe und Halbfabrikate die nach mehrstündigen blutigen Ringen vom Feind erzielten örtlichen Einbrüche in schwerigen Gegenständen bezirgten. An dem neuen Abwehrkampf von Brest hatten auch wieder Marineeinheiten hervorragenden Anteil. Die unter dem Befehlshaber Kommandant Riedler, der sich bereits als Befehlshaber in diesem Kriege als hervorragender Seeflieger bewährte.

De Gaulle mit Dollarketten gefesselt / Frankreich in den Klauen der Wallstreet

In Stockholm. General de Gaulle kam mit goldenen Dollarketten gefesselt in Paris an, heißt es in einem neutralen Bericht, der sich mit den verschiedenen wirtschaftlichen und Finanzabkommen beschäftigt, die dem französischen General von der nordamerikanischen und englischen Regierung abgezwungen wurden und deren Unterzeichnung Ende August nach langjährigen Verhandlungen erfolgte.

De Gaulle muß, wie aus diesem Bericht hervorgeht, einen sehr hohen Kaufpreis für die Befreiung Frankreichs durch die USA-Truppen zahlen. Er muß die alleinige Verantwortung für die 82 Milliarden Francs in Amerika gedruckter Invasionsnoten übernehmen, die für alles Invasionsgeld, das bisher ausgegeben wurde und künftig noch ausgegeben wird.

In Washington erklärt man, das Abkommen sei für Frankreich noch sehr günstig, da de Gaulle für diese Francs Guthaben in Dollars erhält. Aber gegen diese Schrift werden die Kriegslieferungen Amerikas auf Grund des Pacht- und Leihabkommens aufgerechnet, die jetzt nicht umsonst erfolgen, sondern für die de-Gaulle-Regierung mit Dollars belastet wird, und zwar rückwirkend für alle Lieferungen seit Beginn der Invasion. Diese Lieferungen übersteigen bei weitem die Guthaben für das Invasionsgeld und häufen eine von Woche zu Woche steigende Schuldenlast in Frankreich auf.

Auch der von den Amerikanern „eingefrorene“ französische Goldschatz in Höhe von 70 Milliarden Dollar bleibt in amerikanischer Hand und wird als Kaufpfand betrachtet, obwohl de Gaulle sich viel Mühe gab, das Verfügungsrecht darüber zu erhalten. Alle seine Bemühungen aber prallten am Widerstand des Weissen Hauses und der Wallstreet ab. Infolgedessen muß Frankreich immer mehr zum einseitigen Schuldner der USA herabstufen, die diese Gelegenheiten benutzen werden, um Frankreich in völlige Abhängigkeit von der USA-Wirtschaft und Hochfinanz zu bringen.

Dann kommt der politische Kaufpreis, den de Gaulle zahlen muß. Ueber ihn schweigen sich die bisher bekannt gemordenen Texte der verschiedenen Abkommen aus. Unwiderprochen aber wird in Washington erklärt, daß de Gaulle den Amerikanern wertvolle Stützpunkte im französischen Kolonialreich abgetreten habe, vor allem Dakar, Madagastar, Martinique und alle Inseln des Pazifik. Gemäß den getarnten Normen des amerikanischen Imperialismus wird nicht eine formale Anerkennung dieser Gebiete vorgenommen, sondern die USA sichern sich lediglich die alleinige militärische und wirtschaftliche Kontrolle.

Die anarchischen Zustände in Frankreich

Genf. Das Leben in der von den Anglo-Amerikanern besetzten Stadt Lyon ist völlig desorganisiert, schreibt die Genfer Zeitung „La Suisse“. Die Ernährungsfrage wird von Tag zu Tag kritischer. Die Versorgung mit Wasser, Gas und Elektrizität ist außer Betrieb, und es besteht kaum Hoffnung, daß sich diese Lage bald ändern wird. Man nimmt an, daß Wochen vergehen werden, ehe der Eisenbahnverkehr mit Lyon wieder aufgenommen werden kann. Alle Brücken der Stadt sind zerstört. In der durch die anglo-amerikanischen Bombardierungen schwer mitgenommenen Stadt geht die Jagd der Gaullisten auf ihre politischen Gegner weiter. Tausende wurden verhaftet und in die Gefängnisse eingekerkert. Die Gaullisten haben Listen, die nach ihrem eigenen Eingekerkertes Tausende von Namen enthalten. Und das sei nur ein Anfang, verliert man sich in gaullistischen Hauptquartier. Eine Anzahl „Kollaborationisten“ habe sich durch Sprung in die Rhone zu retten versucht, sei aber vom Meer her abgeknallt worden.

Leidenden Beitrag für den Freiheitskampf des Großdeutschen Reiches

So ist nun der Zeitpunkt gekommen, daß wir der Welt den Beweis härtester Entschlossenheit erbringen, den Sieg zu erringen. Sei es mit den gewohnten Mitteln militärischer Strategie und Taktik, sei es durch das Aufgeben jedes Denkens, dem die kämpferische Freiheitsliebe zum höchsten Lebensgesetz geworden ist. Wir werden unser Schicksal meistern, dann — um mit Ludwig Häblich zu schließen:

Wenn du jetzt bangst, voll Furcht und Angst,
Und nichts mehr magst, nur müde Klage,
Dann wendet nimmer dein Schwergewinnmar
Die schwere Rot, die uns bedroht!

Steh' wie ein Klop, fest und voll Trost,
Denn nicht die Antz, — dann oder nie
Dich es gelingen, daß wir bezwingen
Jedwede Rot, die uns bedroht!

Max Raifewski.

Das Gesicht der Front

Von Hans Walter Dohn

Zerwält sind die Halme und Aehren, Zerrissen der Erde Gesicht; Und aus den Maschinengewehren Belfert die Hymne der Pflicht.

Die Augen der Männer durchdringen Das Dunkel der gnadlosen Nacht; Uns hat ein erbittertes Ringen Die Stunde der Rache gebracht.

Mag rechts einer, links einer fallen, um den eine Mutter einst weint, - Die zuckenden Fäuste noch ballen sich gegen den stürmenden Feind.

Mag Leben und Sehnen vergehen, Beständig allein ist die Tat. Die brennenden Augen schon sehen Die ersten Früchte der Saat.

Es lebe das Reich unsres Sieges! Das ist jedes Mannes Gebet, Wenn er durch die Schlachten des Krieges Als Held und als Opfernder geht.

Das Lied vom Edelweiß / Erzählung von Matthäus Sporer

NSK. So zog die Jägerkompanie dahin: Einer hinter dem anderen, Stundenlang. Durch Sümpfe und Wälder, auf Fußwegen und über Sanddünen. Schwer lastete das MG., der Kazabiner auf dem Rücken, und unerbittlich rann der Schweiß in Strömen über das Gesicht.

Fünfundzwanzig Kilometer waren sie bereits marschiert, hügel- und hügellos und immer noch sollte der Marsch sein Ende nehmen.

Pflichtlich sagte einer: „Singen!“

Nur dieses eine Wort.

Schon lief es wie ein Feuerfunkt anliebend durch alle Reihen und rüttelte an jedem einzelnen, mittelzuatmen in das Lied, das nun gesungen werden sollte.

„Das Lied vom Edelweiß!“

Die ersten vorne hatten es schon angestimmt.

„Ganz einsam und verlassen, an einer Felsenwand - hoch unter blauem Himmel, ein kleines Blümlein stand...“

Begeistert waren alle darin eingetaucht, nur der Oberjäger Voldi nicht. Er biss die Zähne aufeinander, schaute nur geradeaus und schwieg. - Schwieg auch immer noch beharrlich, als schon die zweite Strophe samt Refrain vom Edelweiß verklungen war...

Warum singt der Oberjäger Voldi nicht? Irgendetwas

hinter dem Hauptmann war das aufgeflogen. Ausgerechnet dieses eine schöne Lied?

Sie alle tragen ja das Edelweiß voll Stolz an ihren Hüften und am Kermel eingestickt.

Nicht das der Voldi gar ein schlechter Jäger war. Im Gegenteil! Wo immer fähiger Mut und scharfe Nudeln verlangt wurden, da war er recht am Platz.

Schon lang die Kompanie die letzte Strophe. Der Voldi aber schwieg...

Unmerklich überkam die Nacht das Land. Im Westen verklärte sich das Blau zu wunderbaren Farben, und lange blieb in ihnen noch der matte Abglanz dieses schönen Tages.

Da hieß es endlich: „Halt!“ An den morschen Baum gelehnt, die Gewehre schußbereit, atmete man nun den schweren, süßen Rauch des reifen Korns, dem sich die Stäbe reifen Mees vermischte.

Hier bauten sich die Jäger ihre Zelte auf.

Hätten die Frösche jetzt im Biefengrund geschwiegen, die Stille wäre vollständig gewesen. So aber hielten sie die Müdigkeit verschleppen, die Müdigkeit, die schwer wie Blei in allen Gliedern lag. Immer mußte man mit wachen Sinnen jeder Bewegung lauschen. Da fiel dem Hauptmann auch die Sache mit dem Voldi wieder ein. Warum hatte er das Lied nicht mitgesungen?

Da schien doch irgend etwas dran zu sein! Ein Geheimnis, das dem Voldi in der Seele brannte?

Doch soviel man aber auch in Voldi drängen mochte, er blieb doch stumm.

Nur einmal, als er Wochen später - es war kurz vor seinem Heldentode - von der Höhe eines Farnes sprach, die man im tiefsten Innern spüren muß, und auch von jenen Sternen, die mit unermeßlichen und unergründlichen Bildern und Zeichen über unserem Schicksal stehen, da glaubten wir uns dem Geheimnis nah.

Und doch löste es sich erst, als wir ihn später dann für immer in die Erde legten.

Es war ein kleines, echtes Edelweiß, das wir in feiner Tasche vorgefunden hatten und der letzte Gruß von feiner jungen Braut gewesen. Beim Pfücken dieser Silberthorne war sie tödlich abgestürzt...

Als letztes Zeichen ihrer Liebe war ihm das Edelweiß noch nachgeschickt worden zum steten Angedenken.

Nun wußten wir, warum der Oberjäger bei dem Voldi nicht geschwiegen hatte. Tapfer und mannhaft hatte er sein Schicksal seit dem Tag getragen...

Die Ernte / Erzählung von Johannes Kropf

NSK. Das Korn neigte sich schwer. Nur ein kleines Stück Himmel sah Jmte über sich und eine leichte Wolke, die gen Osten zog. Langsam neigte Jmte ihr Haupt, legte die Hände zärtlich auf Wilm Püters Kopf, der in ihrem Schoß ruhte.

„Wenn wir das Korn mähen“, sagte sie leise, „schreibe ich dir und denke an diese Stunde.“

Wilm Püters richtete sich auf, der schwarze Rod der Panzermänner sah eng um seine breite Schultern. Während er sie anblickte, Augen, Stirn, Wangen, Mund, alles noch einmal in sich hineintrank, sprach er ganz ruhig: „Aus dieser Stunde wächst eines Tages unsere Ernte!“

Dann küßte er sie, zog sie hoch, faßte fest bei ihr unter. Eng aneinandergeschmiegt ließen sie den Feldrain entlang bis zur Straße. Von hier war es nicht weit zur kleinen Siedlung. Ein letzter Händedruck in Glück und Weh, Winken, Entschiedenheit...

Die junge Bäuerin Jmte stand noch eine lange Weile wie abwesend, blickte empor wie aus einem Traum. Die leichte Wolke stand weit im Osten.

Jmte Püters wandte ein wenig, wie reifes Korn, - sie wandte sich aber tapfer, schritt ins Dorf.

„Wir liegen am Don“, schrieb Wilm Püters, „und hatten den Awan fest; unsere Panzer stehen auf Stoppelfeldern; wo bleibt Deine Nachricht, liebe Jmte?“

Die junge Bäuerin seufzte leise. Schon dreimal hatte sie ihm geschrieben. An der Stelle, wo sie beide in der letzten Stunde den ewigen Pulsschlag der Mutter Erde erlebten, waren längst die Salme gemäht. Heute hatte sie den Pflug darüber geführt.

Es war ihr dabei heiß durch den Körper gerieselt, sie mußte einen Augenblick verhalten, es fuhr ihre Hand, die kurz noch den Pflug fest griff, zart über den Leib.

„Ach, Wilm, das müdest du fühlen!“

Warum erzählte ihm die Post nicht? Sollte er nicht selbst haben an dieser Seligkeit?

„Mein Wilm! Die Tage gehen in Arbeit, die Nächte ruhen einsam und still, aber eines reißt sich und bewegt sich unaufhörlich, das Leben unter meinem Herzen!“

So und noch viel mehr Liebess und Süßes schrieb sie an ihren Panzermann. Die Blätter fielen inzwischen von den Bäumen...

Novembernebel hauchten die Scheiben matt. Nun war die Post lange Zeit ausgeblieben, endlich kam eine kurze häßige Nachricht aus Afrika. „Jmte! Wir sind eingeschlossen auf dem letzten Stoppel“

von Lunefien. Schrieb Dir Vieles, erhielt nichts von Dir, aber ich weiß, daß alles gut ist um Dich! Ich weiß, daß unser Kind unterwegs ist zu uns!“

Jmte weinte, wenn es niemand sah, vor der kleinen Wiege, die Wilm Püters schon für den Hofbesen bereitgestellt hatte und in der nun schon zwei Monate der erwartete Junge schlief. Auch als die Gewissheit kam, daß die letzten Papieren von Afrika endgültig verloren waren, trug sie den Kopf gerade vor dem Gesichte, den Seiten im Dorf.

Da kam ein Brief über die Schweiz aus Kanada. Wir trafen soeben hier ein, werden uns wohl lange nicht wiedersehen. Das macht nichts, wenn wir nur den Krieg gewinnen. Das ist so sicher, wie unser Kind, das jetzt da ist, ich weiß es! Oh, Jmte, jede Mutter, die in Deutschland ihr Kind summt an der Wiege, ist ein Sinnbild des Glaubens an den Sieg! Ich höre Deine Stimme, die gläubig ist!

Sie schrieb ihm gleich wieder, daß sie in der Saat waren, als der Sohn kam, der Sommerwind sich aufkeunummte und die Lehren schwer würden.

Sie sah im Kornfeld an derselben Stelle wie vor einem Jahr, an der Brust lag der Knabe, blauer Himmel, leichte Wolken.

Jmte las in Wilm Püters Brief. Bei Dir daheim reißt das Korn jetzt, hier verbrennen die Wahnwünschen den goldgelben Weizen, ihre Ernte ist umsonst! Weinst Du noch, als ich in der Abschiedsstunde von unserer Ernte sprach? Nun hast Du sie geborgen, sie ruht sicher in Deinem Arm auf der Väter Grund. Eines ist für uns bitter, die wir hier hinter dem Stachelkraut stehen und den Ehen bilden, daß wir fehlen in der Mauer, die um das Reich sich türmt. Aber, Jmte, wir wissen, daß dieser Wall allen Stürmen ruht, daß hinter ihm kein Sturm umsonst wächst. Alle Hellen an der großen Ernte, die den Sieg bringt. Ich küsse Dich, grüß mir den Bubel! Dein Wilm.“

Langsam sah Jmte nach. Sie lauschte dem Singen der Salme. Eine Grille zirpte in der Nähe. Der Knabe schlummerte fest in ihrem Schoß.

Da legte sie ihre Hand zärtlich auf den Vordenkopf. Es war ihr, als fäße sie Wilm Püters Haar und als sähe sie den schwarzen Rod des Panzermannes...

„Die Ernte ist unser!“ sagte Jmte. Sie brach eine Kornblume, legte sie ihrem Kind auf die kleine Brust.

Es lächelte im Traum. Weit war der Vater und doch nah.

HJ.-Kriegsfreiwillige

Von Albert Franz Wehner

Legt die Linke auf die Fahne, Hebt zum Eid die Schwureshand, Und die Fahne euch gemahne: Ihr gehört dem Vaterland!

Dann mit euerem jungen Munde Gläubig fest bei Gott es schwört, Daß zu jeder Zeit und Stunde Ihr auf Adolf Hitler hört.

Denket eurer Väter Taten, Eifert ihrem Vorbild nach, Seid wie sie: ein Mann, Soldaten!, Mauer gegen Schimpf und Schmach.

Nehmt die Helme und Gewehre In die junge starke Hand, Eure Treue, eure Ehre Sind des Sieges Unterpfand.

Rieser Flauderel zum Wochenende

Rieser, den 9. September 1944.

Von Gerüchten und Freigebit

Gerade die heutige Zeit veranlaßt den Wochenplauder wieder einmal über ein Thema zu schreiben, das durchaus aktuell ist, über die Gerüchtmacherei und die Freigebit nämlich. Nicht deshalb etwa befaßen wir uns mit diesen Dingen, weil sie überhand genommen hätten. Davon kann bei unserer Rieser Bevölkerung absolut keine Rede sein. Wir unterziehen uns dieser Aufgabe lediglich, um aufzuzeigen, wozu Gerüchte und Freigebit selbst einiger weniger Volksgenossen oder Volksgenossinnen führen können, und wie es deswegen Aufgabe aller ist, Miesmadern und Freigebiten in entsprechender Form entgegenzutreten, zumal dieses ja nicht nur im Interesse der Allgemeinheit, sondern auch des einzelnen liegt.

Das Sprichwort von kleinen Ursachen und den großen Wirkungen hat einen tiefen Sinn. Wie es unzählige Milliarden und Billionen von Schneeflocken bedarf, um eine Lawine entstehen zu lassen, die mit verheerender Wucht ins Tal rollt und auf ihrem Wege alles zerstört, was sich ihr entgegenstellt, so ist es nämlich auch mit den Ueberreibungen, den Ausschmückungen und dem - Weitertragen von Gerüchten, vertrauenswürdigsten Informationen und angeblich absolut einwandfreien Tatsachen, die sich auf das Kriegsgeschehen, auf die Planungen der deutschen Führung, auf Reaktionen der Rüstungsindustrie wie auf die Gefangnisse beziehen. Auch hier wird, wie bei der Lawine, Steinchen zu Steinchen getragen, werden in unverantwortlicher Weise Gebäude der Phantasie, der - Eitelkeit und des Zweifels errichtet, die bei ihrem Einbruch sehr wohl die Eigenschaften haben, wertvolle Menschenleben und kostbares Volksgut unter sich zu begraben, auch dann, wenn die stümperhaften „Baumeister“ nicht selbst davon betroffen werden, sondern in erster Linie die kämpfende Front.

Immer noch gemahnen uns alle auch in Rieser von Bretterwänden, Säunen und Litzfalkulen schwarze Schatten an die Pflicht, daß Schweigen auf jeden Fall Gold, Reden in Kriegszeiten aber durchaus nicht Silber bedeutet. Diese schwarzen Schatten wollen uns an die Lamine erinnern, die wir dadurch unheilvoll selbst aufstürzen, indem wir derartige Gerüchte leichtfertig und unbefonnen weitergeben, nicht etwa, weil wir genaue Kenntnisse über die Dinge haben, sondern weil wir uns mit unserm angeblichen „Wissen“ eitel brüsten wollen, weil wir den Menschen nur zu gern lügnerischen, als telefonierten wir jeden Tag mit dem Führerhauptquartier, um den neuesten Lagebericht entgegenzunehmen.

Dann aufs Herz! Wer von denen, die im Autobus, auf einem Elbschiff oder im Bahnabteil, im Büro oder

in der Werkstatt mit ihren „Materialkenntnissen“ prunken, weiß zweifellos, daß es sich um Tatzsachen handelt? Und wer von all den Erzählern weiß wirklich etwas von den Gründen, die unsere Deeresleitung veranlassen, gerade so und nicht anders zu handeln? Sicherlich auch niemand! Jeder hat es nur von einem anderen Schwäger gehört, jeder gibt das Gerücht nach dem Schneeballsystem mit eigenem „Wissen“ bereichert weiter ohne sich zu sagen, daß er an einer Lawine arbeitet, die nicht dem Feind schadet, sondern nur dem eigenen Volk. Denn der Feind benutzt solche Gerüchte, um sich aus feinsten Einzelheiten ein Bild zu machen, das seiner Kriegsführung und seiner Planung zugute kommen soll.

Jeder Schwäger arbeitet also aus Reichfertigkeit und Unverantwortlichkeit dem Gegner in die Hand. Daraus kommt, daß jede Schwäger seiner Reifeheit gleichkommt, die erdärmlichen und ach, so lächerlichen anonymen Schreibereien innewohnt. Hier wird nicht nichts anderes als die eigene „Courage“ und der Wille zur Selbstbehauptung. Beide, der Schwäger wie auch der anonyme feige Briefschreiber arbeiten lediglich dem Gegner in die Hand. Denken wir alle daran und fahren wir den hier oder dort evtl. auftretenden einzelnen Schwägern grundsätzlich über das lose - Mündchen. Wir erweisen dadurch nur der Allgemeinheit und uns selbst einen Dienst. M. M.

Etwas vom Schicksal

Erst kürzlich war es, als dem Schreiber dieser Zeilen ein Volksgenosse etwas vom Schicksal erzählen wollte. Er vertrat die Meinung, daß eigentlich alles Schicksal sei und man sich gegen ein Schicksal vergeblich auflehne, es komme doch immer alles gerade so, wie es kommen müsse und da sei eben nichts dagegen zu machen.

Was war das doch eigentlich für ein feiger Fatalist! Er gehörte zu jenen feigen Weselen, die bei jeder Widerwartigkeit oder Schwierigkeit die Hände in den Schoß legen und sagen: „Ja, da ist nichts zu machen, das ist Schicksal!“ Sie denken gar nicht daran, diesem sogenannten Schicksal in den Arm zu fallen und es mit einem kategorischen „Nein“ heranzubrechen, sie lassen nur andere in dieser Form arbeiten und erklären hinterher höchstens: „Na, was habe ich gesagt!“ ohne daran zu denken, daß der ganze Fall ohne jeden Zweifel ganz anders verlaufen wäre, wenn eben dieser Fatalist an seiner Behebung mitgearbeitet und so gemeinsam das „Schicksal“ gemindert worden wäre.

Es ist ja so leicht, immer alles von sich abzuwälzen und anderen die Schuld in die Schuhe zu schieben. Schon das kleine Kind beginnt mit dieser menschlichen Schwäche: Es verleugnet seine eigene Schuld, wenn es eine Dummheit begangen hat und gibt seinen Kameraden als Anstifter und Verantwortlichen an. Hauptächlich aus Angst und Feigheit. Im späteren Leben handelt es sich dann meistens um bequeme - um nicht zu sagen laute und strapulose - Menschen, die sich weiswachen wollen, wenn

sie irgendetwas anstellt haben, was unliebsame Folgen heraufbeschwört. Wiederum spielt die Feigheit hier eine große Rolle, vielfach nicht nur nach außen hin, sondern vor dem eigenen Gewissen. Sie suchen sich zu ihrer eigenen Verblüdung und derjenigen der anderen einen Prügelknaben, dem sie alle Verantwortung aufhalsen können. Gibt es dann aber keinen Menschen mehr, den sie für ihre Zwecke vorziehen können, dann verschauen sie sich hinter den Worten: „Es war eben Schicksal!“ Damit glauben solche Menschen alle Schuld von sich abgeladen zu haben.

Eine solche Einstellung aber muß als überaus schädlicher Fatalismus bezeichnet werden. Dill dir selbst, so bilst dir Gott, sagt ein altes, ehrliches und geradees Wort, das noch immer die Behauptung seiner Richtigkeit erfuhr. Was ist das für ein Armutsgewinn, das ich mir selbst ausstelle, wenn ich meine, an meinem Schicksal, am Verlauf des eigenen Lebens nicht mitarbeiten zu können. Die Geschichte der Völker beweist immer wieder in tausend und aber tausend Fällen, wie notwendig es ist, die Hände nicht in den Schoß zu legen, sondern am Geschick der eigenen Nation zu arbeiten, zu kämpfen, alle Unbill abzuwehren suchen. Nur dadurch kann und muß der verdiente Lohn eines Tages eintreffen.

Und wie sieht es mit dem Einzelschicksal aus? Wie man sich bettet, so schläft man, heißt es, und niemand wird leugnen können, daß dieser Ausspruch große und tiefe Wahrheit in sich birgt. Gerade in der heutigen Zeit ist es Gift, Fatalist zu sein, das heißt, sich blindlings dem vermeintlichen unabwendbaren Schicksal zu verschreiben, denn es handelt sich ja hier nur um einen Aberglauben, der in Einzelfällen so gefährlich werden kann, daß er ins Verderben führt. Es gäbe dafür unendlich viele Beispiele anzuführen, doch soll hier nur der nächstliegende und zeitnächste genannt werden: Ein Terrorangriff. Ist man nachlässig und sucht sich nicht zu schützen, geht nicht in den Keller, bringt nichts in Sicherheit, verbunkelt unvollkommen und dergleichen, so liegt es klar auf der Hand, daß man seine gesamte Habe und sein eigenes Leben weitläufig mehr Gefahren und Vernichtungsmöglichkeiten aussetzt, als bei rechtzeitigem getroffenen richtigen Maßnahmen.

Chronische Schwarzseher werden darauf zu antworten haben, daß oft alle Vorsicht nichts genügt habe. Gewiss, auch das kann vorkommen. Aber sobald man sich selbst zu schützen sucht und mit ganzer Kraft gegen das Unglück stemmt, bleibt einem für später stets die Genugtuung: Ich habe alles getan, was in meinen Kräften stand. Mein Verschulden ist es nicht. Allein schon dieser Gedanke, der einem später Mut und Kraft gibt, das vielleicht schwere Los zu tragen, ist es wert, gegen den Aberglauben des „unabwendbaren Schicksals“ anzukämpfen. Ueberlassen wir uns also nicht blindlings diesem sogenannten Schicksal, das ja gar keines ist. Vermeiden wir gerade in der heutigen Zeit jeden Fatalismus, dann haben wir selbst den größten Nutzen. M. M.

